

kommen sah; die Frau sprach ernst auf den jungen Mann ein, der ihr ebenso ernst zuhörte.

Sogar aus der Entfernung machte mich seine Blässe betroffen. Verflogen war der Ueberschwang des vom Glück verwöhnten Spielers, und zweimal straukelte er, so, als gäbe er auf dem felsigen Wege nicht acht auf seine Schritte.

Wieder in Monte Carlo angekommen, ging Humphreys sofort in sein Hotel, und die Frau fuhr zu ihrer Villa.

In dieser Nacht wartete aller, die sich für das Spiel des jungen Humphreys interessierten, eine fürchterliche Ueerraschung, denn er verlor und verlor und verlor, und stets ihm zur Seite befand sich die Frau, die ihn unablässig beobachtete.

Endlich wandte er sich zu ihr und sagte etwas; mit einem Achselzucken ging sie. Doch wenn er gehofft hatte, das Glück würde sich nun wenden, so wurde er enttäuscht, er verlor fortgesetzt weiter. Endlich sammelte er mit einem Laut des Mißfallens das ihm gebliebene Geld zusammen und ging hinaus. Ich ging ihm bis zum Hotel nach und sah, wie er sein Zimmer aufsuchte. Sofort eilte ich davon und ging in das kleine Büro, wo die Unterredung mit Blanchard stattgefunden hatte. Er war nicht da. Ich lief zurück und fragte im Hotel nach Humphreys. Eine Dame habe ihn abgeholt, wurde mir gesagt, und beide seien fortgefahren. Während ich noch dastand, unschlüssig, was zu tun sei, wurde ich unsanft an der Schulter gepackt, und M. Blanchards Stimme — erregter, als ich sie je gehört hatte — sagte wütend: „Was tun Sie hier? Wo ist Ihr Schützling?“. Erschreckt wandte ich mich um.

„Ich weiß nicht“, stammelte ich.

Ohne ein Wort eilte er mit mir hinüber, wo ein Wagen mit zwei schönen Pferden hielt, und nach kurzer Weisung an den Kutscher ratterten wir los in der Richtung der Landstraße von La Turbie.

In schnellstem Trabe rollten wir durch die hellerleuchteten Straßen, und wie

Hohn klang uns angesichts der schrecklichen Aufgabe, die uns bevorstand, die Musik und das Lachen, das uns aus den offenen Cafés beim Vorüberfahren entgegenklang.

Langsam kamen wir vorwärts — endlos erschien mir die Fahrt. Meine Nerven vibrierten in unbestimmter Furcht, und eine Vorahnung ungekannter Schrecknisse erfüllte mein Herz. Wir erreichten das Dörfchen La Turbie. Ein paar Männer, die vor einem Wirtshaus herumlungerten, kamen auf den Anruf meines Begleiters herbei. Augenscheinlich standen sie Wache.

Nein — niemand war vorübergekommen, sagten sie.

Nachdem wir ihnen unsere Anweisungen gegeben hatten, fuhren wir weiter die Straße hinunter, die zu Cap Martin führte. Auf halbem Wege scheuten die Pferde plötzlich, als uns ein Mann und ein Hund entgegenkamen.

„Jules, sind Sie's?“ sagte M. Blanchard. „Sehr gut. Haben Sie etwas gehört?“

„Nein, aber etwas gefunden, dies hier, und deswegen hab' ich den Hund geholt, seine Nase wird bessere Dienste leisten als unsere Augen.“

Bei diesen Worten zeigte uns der mit Julius bezeichnete Mann einen Strohhut. Innen befand sich der Name einer englischen Firma und die Initialen J. H.

Julius und der Hund Pierrot kletterten in den Wagen.

„Los!“ rief Julius dem Kutscher zu. „Weiter unten hab' ich den Hut gefunden; ich werde Halt rufen.“

Eine Viertelstunde später stiegen wir alle aus, Pierrot rannte sofort los und wir stolperten durch das Unterholz und hielten von Zeit zu Zeit an, um zu lauschen. Plötzlich heulte der Hund, wir brachen durch die Büsche und kamen wieder auf den Weg. Unsere Suche war beendet. Mehrere Männer mit Laternen standen um eine dunkle Gestalt herum, die am Boden lag. Es war der arme Humphreys — er war tot! Ein kleiner Revolver war noch in seiner rechten Hand verkrampft, ein rauchgeschwärztes Loch